

Titel des Buches

Aufrecht gehen: Die Geschichte von Gichin Funakoshi

© 2026 Milton Chanes

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Autors/Verlags reproduziert, in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder durch irgendein Mittel – elektronisch, mechanisch, Fotokopie, Aufnahme oder auf andere Weise – übertragen werden, außer in Form kurzer Zitate in Rezensionen, Artikeln oder kritischen Kommentaren.

Ausgabe: Dezember 2025 – Version 19

ISBN: 9798255258130 / 9798255258376

ASIN: B0DHV2QXL5

Unabhängige Veröffentlichung über Amazon KDP.

Design und Satz: Milton Chanes

Umschlaggestaltung: Milton Chanes

Gedruckt und vertrieben durch Amazon.

Überprüfung der Übersetzung: Arne Zessack

Gedruckt und über Amazon vertrieben.

Gewidmet meinen Lehrern Julio Campopiano und Nelson Carrión, die mich – jeder auf seine eigene Weise – auf dem Weg des dō geführt und mich gelehrt haben, was richtig ist und was nicht. Ebenso all meinen Trainingskameraden, insbesondere der Generation des Goshin-dō in Paysandú, Uruguay, an die ich mit Zuneigung denke, jedes Mal wenn ich einen Karategi anziehe, trotz der fast vierzig vergangenen Jahre und der Entfernung, die uns trennt.

Oss

Besonderer Dank

*Ich möchte meinen tief empfundenen Dank an **Sensei Salvador Herráiz** aussprechen, eine Koryphäe in der Erforschung der Geschichte des Karate-Dō.*

Dank seiner Artikel, Vorträge und der Offenheit beim Teilen seines Wissens konnte diese zweite Ausgabe mit präziseren und fundierteren Informationen überarbeitet und bereichert werden.

Sein unermüdliches Wirken, sein historischer Anspruch und seine Leidenschaft, das Wesen des Karate zu bewahren, haben meinen Weg erhellt und diesem Werk größere Tiefe verliehen.

Danke, Sensei, für Ihre Hingabe und dafür, dass Sie die Geschichte unserer Kunst lebendig halten.

Oss.

Aufrecht gehen

堂々と歩む

Dōdō to ayumu

Roman, inspiriert von wahren Begebenheiten

Die Geschichte von Gichin Funakoshi

Milton Chanés

Dieses Werk rekonstruiert auf der Grundlage dokumentierter Ereignisse Episoden aus dem Leben von Gichin Funakoshi und seinen Schülern. Alle Dialoge, Szenen und Details wurden literarisch ausgestaltet, um die Atmosphäre jener Zeit zu vermitteln.

Prolog

Das Leben von Gichin Funakoshi reicht weit über das eines einfachen Kampfkunstlehrers hinaus. Er wurde in Shuri auf Okinawa geboren – dem alten Herzen des Königreichs Ryūkyū – in einer Familie der Shizoku-Klasse, die Erben der samuraischen Tradition war. Sein ursprünglicher Familienname war Tominakoshi, der später zu Funakoshi geändert wurde. Wann diese Änderung erfolgte, ist jedoch unklar.

Er selbst berichtet in seinem Buch, das auf Englisch unter dem Titel *“Karate-Do: My Way of Life”* veröffentlicht wurde, dass er eine kränkliche und schwache Kindheit hatte. Zudem entstammte sein Vater Gishū einer Familie, die einst als Vasallen für die alten Adligen des Königreichs gedient hatte.

Um seine Gesundheit zu stärken, begann der junge Gichin, Kampfkünste zu üben. Auf diesem Weg fand er weit mehr als körperliche Kraft. Er entdeckte einen moralischen und geistigen Pfad, der den Verlauf seines Lebens bestimmen sollte.

Die Begegnung mit Ankō Asato und Ankō Itosu war entscheidend. Schon im Kindesalter wurde Funakoshi unter der Obhut beider Meister ausgebildet, und diese doppelte Führung prägte seine gesamte Jugend. Auch als Erwachsener suchte er sie weiterhin auf und lernte von ihnen, solange es das Leben zuließ – bis sie schließlich, einer nach dem anderen, von ihm gingen.

Asato und Itosu formten nicht nur seine Technik, sondern auch seinen Charakter; sie lehrten ihn, dass das *Tōde* nicht einfach Kampf war, sondern innere Disziplin, Respekt und moralische Bildung.

Selbst als er bereits als Hilfslehrer auf Okinawa tätig war, blieb er ein treuer Schüler Asatos und ging Nacht für Nacht zu dessen Wohnsitz, um im schwachen Schein der Lampen zu trainieren. Aus jenen langen Stunden stiller Übung erwuchs der Keim dessen, was er später – in Tokio und im Zuge seiner Anerkennung – aus jener beinahe geheimen Kunst Okinawas zu einer weltweiten Disziplin formen sollte, dem *Karate-dō*.

Mit Demut und Ausdauer unterrichtete er auf offenen Höfen, in Studentensälen sowie in Tempeln und wiederholte stets dieselbe Botschaft: Das *Tōde* müsse ein Lebensweg sein und kein Instrument der Gewalt.

Seine Schriften – von *Ryūkyū Kempo Karate* bis *Karate-dō Kyōhan* – verliehen einer Philosophie Gestalt, die Tradition, Respekt und persönliche Überwindung vereinte.

Im Jahr 1949 gründeten seine Schüler die Japan Karate Association (JKA), mit Funakoshi als Ehrenpräsidenten, wodurch sein Vermächtnis gefestigt und seine Lehren formalisiert wurden.

Die Geschichte Funakoshis ist zugleich die Geschichte des Beginns der Verbreitung des Karate über Okinawa hinaus. Seine öffentlichen Vorführungen, die Einführung an japanischen Universitäten und die Eröffnung des ersten Dōjōs in Tokio markierten den Anfang einer Entwicklung, die durch seine Schüler zu einer weltweiten Praxis werden sollte.

Dennoch geht seine Bedeutung weit über den Bereich des Karate hinaus. Wenn wir sein Leben genau betrachten, entdecken wir, dass die wahre Ausweitung seines Vermächtnisses in einer reiferen Lebensphase begann, als er bereits über fünfzig Jahre alt war. Und dennoch erreichte sein Einfluss außergewöhnliche Ausmaße.

Denn wenn wir heute die Millionen von Karate-Dō-Praktizierenden zusammenzählen – sei es im Stil

Shotokan oder in anderen Schulen, die von direkten Schülern oder indirekt von seinen Lehren inspirierten Meistern gegründet wurden –, erhalten wir eine Zahl, die jeder Logik trotzt.

Noch bemerkenswerter wird es, wenn man bedenkt, dass es sich nicht um ein kommerzielles Unternehmen oder eine industrielle Marke handelt, sondern um eine Kampfkunst: eine intime Disziplin, die von Mensch zu Mensch weitergegeben wird.

Dass ein Mensch wie Funakoshi – ein Lehrer – eine Bewegung von solcher Größe allein durch sein Beispiel, seine Menschlichkeit und seine Vorstellung von Selbstbeherrschung hervorgebracht hat, offenbart die Tiefe seines Vermächtnisses und seine Fähigkeit, Leben, Generationen und ganze Kulturen zu verändern.

Er verstarb 1957 im Alter von 88 Jahren und hinterließ nicht nur eine Kampfkunst, sondern auch eine Lebensphilosophie. Seine Lehre wurde von seinen Schülern in Monumenten verewigt – im Tempel Engaku-ji in Kamakura und im Onoyama-Park in Naha, wo er einst zu meditieren pflegte.

Doch jenseits von Daten und Errungenschaften bleibt seine wesentliche Lehre bestehen:

空手に先手なし

Karate ni sente nashi

Der Satz „*Im Karate gibt es keinen ersten Angriff*“, gelesen als *Karate ni sente nashi*, ist für die Ewigkeit in den Stein seines Grabes im Tempel Engaku-ji in Kamakura eingraviert.

Dieses Prinzip fasst die Größe seines Vermächtnisses zusammen. Es spricht nicht davon, sich über einen Gegner zu erheben, sondern davon, sich selbst zu überwinden.

Es spricht auch nicht davon, den Konflikt zu suchen, sondern davon, in Würde, mit Respekt und innerer Beherrschung zu leben.

So wie er selbst schrieb: „*Karate ist die Kampfkunst des weisen Menschen*“ – *Karate wa kunshi no bugei* –, reichte seine Sichtweise weit über den physischen Kampf hinaus und umfasste den Weg der Selbstbeherrschung und des Friedens.

Diesen Geist wollte ich mit dem Titel *Aufrecht gehen* hervorrufen.

堂々と歩む

Dōdō to ayumu

Der wahre Erfolg stellt sich ein, wenn Leidenschaft, Geduld und Beständigkeit zusammenkommen – so wie im Leben Funakoshis, der das Karate aus der Stille Okinawas in die Welt hinausgetragen hat.

Dieses Buch ist keine erschöpfende Biografie, sondern eine erzählerische Hommage an die Gestalt eines Mannes, der der Welt vermittelte, dass der wahre Sieg nicht darin besteht, den anderen zu besiegen, sondern sich selbst zu vervollkommen – und dass der eigentliche Kampf jener ist, der im Inneren ausgetragen wird.

Einleitung

Die erste Gelegenheit, in der ich einen *Karategi* trug, war 1987. Eigentlich war es gar keiner, es handelte sich um einen alten *Judogi*, den eine Schneiderin einst für meine Mutter genäht hatte, als sie einige Jahre zuvor kurz Judo praktiziert hatte. Ich besaß lediglich einen gelben Gürtel, und mit ihm erschien ich im Februar im Club Remeros Paysandú, wo Julio Campopiano unterrichtete – ein in Uruguay anerkannter und respektierter Sensei, der zudem ein früherer Trainingspartner meiner Mutter gewesen war.

Wir trainierten im Freien, nachts, unter der drückenden Hitze des Sommers. Meine ersten Stunden waren noch kein *Karate-dō*, sondern körperliche Vorbereitung: Fallschule, unzählige Bauchübungen, Laufen und verschiedene Ausdauerübungen.

Warum blieb ich, obwohl ich noch gar nicht gelernt hatte zu schlagen? Ich weiß es nicht mit Sicherheit. Vielleicht lag es daran, dass etwas Besonderes in der Luft lag, eine Atmosphäre des Respekts. Ich lernte sofort, was *Kōhai*, *Senpai* und *Sensei* bedeuteten.

In der nächsten Stunde hatte ich bereits meinen weißen Gürtel und jene Gruppe von Unbekannten wurde zu einem Freundeskreis, der mich bis heute begleitet.

Das Dōjō des Club Remeros Paysandú war anspruchsvoll. Der Boden aus grobkörnigem Beton rieb wie Schleifpapier, schon nach wenigen Trainingseinheiten bildeten sich die ersten Blasen, bis sich die Füße schließlich abhärteten. Wir rannten barfuß durch die Straßen, über Schotter und Asphalt und trainierten ohne jeglichen Schutz. Es waren die späten achtziger Jahre, eine Zeit, in der man glaubte, hart trainieren bedeute, die alten Meister der JKA nachzuahmen.

Tatsächlich verfügten wir im Dōjō über zwei *Makiwara* mit Reifengummi überzogen, auf die wir schlugen, bis die Knöchel hart wurden.

Wir folgten einem Training, das auf der traditionellen Linie der Japan Karate Association – *Nihon Karate Kyōkai* – basierte welches in den sechziger Jahren durch Meister Michihisa Itaya nach Südamerika gelangt war, der im Oktober 1966 in Buenos Aires eingetroffen war.

Nach seinem tragischen Tod bei einem Autounfall im Jahr 1972 wurde sein Platz von Mitsuo Inoue Sensei eingenommen, der die Lehre des Shōtōkan-Stils unter der Leitung der JKA fortführte. Er war der erste Japaner, dem

ich persönlich begegnete: kräftig, mit einer eindringlichen Stimme und unvergesslich. Bei ihm legte ich alle meine *Kyū*-Prüfungen ab.

Viele Jahre später, bereits in Spanien, begann ich erneut zu trainieren in Logroño, bei Dr. Rafael Ibáñez Moro, der mir eine andere Art des Karate-dō zeigte. Eine Art, die dem Dynamismus Vorrang gab und welche die Bein-Techniken übte, die mir schwerer fielen als anderen Trainingskameraden. Ich lernte viel und vor allem hatte ich Freude daran.

Der Weg führte mich 2014 zu Nelson Carrión Sensei, ein direkter Schüler von Hidetaka Nishiyama Sensei. Durch ihn entdeckte ich ein technisches und konzeptionelles Detailniveau, das mich zwang, alles Gelernte von neuem zu beginnen. Vorgestellt wurde er mir von Carlos Demarco Sensei, meinem *Senpai* in Uruguay. Es war, als würde ich wieder ganz von vorne anfangen und zugleich zum ersten Mal verstehen, wohin mich der *Dō* führte. Seitdem trainiere ich unter seinen Lehren – oft allein –, doch immer geleitet von seinen Worten und seinem Beispiel.

Diesen gleichen Geist fand ich im Dōjō von Stara Wieś in Polen wieder, als ich die Gelegenheit hatte, mit Meistern wie Mahmoud Tabassi, Albert Cheah,

Włodzimierz Kwieciński und natürlich Carrión zu trainieren. Dort, in den Sommer-*Gasshuku*, spürte ich erneut dasselbe wie an meinem ersten Tag in Paysandú: eine Mischung aus Distanz und Nähe, aus Demut und Streben.

Die Umgebung war modern und komfortabel – Schwimmbad, Sauna, gepolsterter *Tatami*, Häuser im japanischen Stil im Zentrum Polens –, doch der kämpferische Geist blieb unberührt. Trotz all dieser Annehmlichkeiten war das Wesen dasselbe. Umgeben von mehr als dreihundert Karateka – überwiegend Polen, aber auch Tschechen, Russen, Ukrainern, Brasilianern und anderen Nationalitäten – erlebte ich erneut den wahren Geist des Dōjō: die Martialität. Außergewöhnliche Karateka, ohne Zweifel.

So sehr beeindruckten sie mich, dass ich in jenem Sommer 2016 dachte, ihr Niveau zu erreichen würde mir drei Leben abverlangen. Sie waren unerreichbar.

Mit der Zeit, und inzwischen in Deutschland lebend, begann ich an ihren Turnieren teilzunehmen. Jedes Mal, wenn ich das Podium betrete – unabhängig vom Platz –, liegt meine Zufriedenheit nicht in der Medaille, sondern in dem Wissen, dass ich dem richtigen

Weg ein wenig nähergekommen bin. Dieser Fortschritt ist, das muss ich sagen, das Ergebnis der Methode und der Führung von Sensei Carrión.

Viele sind nach wie vor vollständiger Kampfkünstler als ich, doch dank seiner Lehren ist es mir gelungen, die Zeit des Lernens und Verstehens zu verkürzen. Deshalb trete ich mit ihnen an und nicht gegen sie, denn sie sind mein Maßstab, nicht meine Gegner. Mein einziges Ziel ist es, mich selbst zu übertreffen, besser zu sein als die Version von gestern. Nicht einmal mit einer Flagge gehe ich auf das Podium, ich vertrete kein Land, ich vertrete meine persönliche Suche nach Wachstum.

Sensei Carrión ist der Ansicht, dass wir nicht wettkämpfen sollten, doch ich tue es, weil es meine Gelegenheit ist, Zeit mit Menschen zu teilen, die dasselbe lieben wie ich. Die Kameradschaft und die Freundschaften, die ich in diesen Turnieren geknüpft habe, rechtfertigen es mehr als genug. Polen, die Tschechische Republik, Italien, Frankreich, Spanien oder Brasilien zu besuchen, war stets ein Vergnügen, denn an jedem dieser Orte hat mir das Karate Begegnungen und Freundschaften geschenkt.

Das Karate unterscheidet niemals zwischen Reichen und Armen, zwischen Universitätsstudenten und

Schulkindern. Es ist universal. Auch wenn wir verschiedene Sprachen sprechen, verstehen wir uns stets. Dieser Geist wurde durch Funakoshi Sensei ins Leben gerufen.

Dieser Weg zwang mich mehr als einmal, von Neuem zu beginnen. Jeder Meister vermittelte mir dieselbe wesentliche Botschaft, doch auf seine eigene Weise. Darin liegt die Schönheit des traditionellen Karate-dō: Jede Neuinterpretation entsteht aus unermüdlicher Praxis – wie ein Maler, der zunächst die Technik meistert, bis er nach und nach seinen eigenen Stil findet.

Ich erinnere mich an jenes kleine Schwarz-Weiß-Foto, das wir alle beim Betreten des Dōjō grüßten. Eine einfache Geste, erfüllt von Respekt gegenüber dem Mann, der dem, was wir heute praktizieren, seine Form gab. Dieses Bild begleitet mich seither, und in diesem Werk wollte ich ihm eine Hommage erweisen; deshalb ist es auch Teil des Covers. Wer Karate-dō Shōtōkan praktiziert hat, weiß genau, von welchem Foto ich spreche.

Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, erschöpfend zu sein, sondern möchte eine Erzählung bieten, in der sich Geschichte und persönliche Erfahrung

miteinander verweben – ein Versuch, den Meister unserer Meister zu ehren. Mehr noch als sein Leben zu erzählen, sucht es, seinen Geist zu vermitteln, denselben Geist, der noch immer spürbar ist, jedes Mal wenn ein Praktizierender des Karate-dō sich vor jenem Foto verneigt und sich daran erinnert, dass letztlich der wahre Kampf derjenige ist, der in unserem Inneren ausgefochten wird.

道の始まり

Michi no hajimari

Teil I

Der Beginn des Weges

Kapitel 1

Die Asche eines Traums

Tokio, Frühling 1945

Das Fahrzeug fuhr langsam voran, es war eines jener alten Wagen aus Kriegszeiten, immer wieder repariert und eines der wenigen zivilen Autos, die der militärischen Beschlagnahmung entgangen waren. Mühsam kämpfte es sich über einen Weg, der zwischen Trümmern freigeräumt worden war. Jedes Schlagloch ließ den Motor erzittern und der Geruch von Rauch drang durch die Fenster herein. In der Ferne war noch immer das Knacken einstürzender Balken zu hören.

Der Mann am Steuer hielt den Blick geradeaus, die Lippen fest aufeinandergepresst. Neben ihm saß sein sechzehnjähriger Sohn und beobachtete schweigend die Ruinen durch das Fenster.

—Taka—chan ... —sagte der Vater schließlich und benutzte den vertrauten Kosenamen—. Ich verstehe immer noch nicht, warum gerade du.

—Was meinst du, Vater? —fragte der Junge und drehte sich zu ihm um.

—Von all seinen Schülern, warum schickte man einen Jungen? Warum kam nicht einer der älteren Schüler?

Der Sohn holte tief Luft.

—Zuerst sollten Obata–Senpai oder Egami–Sensei kommen. Selbst Nakayama–Senpai hatte es erwogen. Aber alle zogen es vor, dortzubleiben, Trümmer wegzuräumen und zu ordnen, was man noch retten konnte. Sie wollten, dass Sensei, wenn er ankäme, wenigstens ein wenig Würde zwischen den Ruinen vorfinden würde.

Der Vater zog die Augenbrauen hoch.

—Und dann?

—Dann nannte Nakayama–Senpai meinen Namen. Er sagte, ich sei immer bereit zu helfen. Und außerdem ... konnte ich so mit dir reisen.

Der Mann stieß ein kurzes Lachen aus.

—Dieser Nakayama ... Aber ich finde immer noch, dass das zu viel Verantwortung für jemanden in deinem Alter ist.

—Ich bin sechzehn, Vater.

—Eben deshalb.

Der Junge zuckte mit den Schultern.

–Ich weiß nicht. Alle waren sich einig. Und nach so vielen Tagen, eingesperrt wegen der Sirenen und Bombardierungen, schien mir die Möglichkeit, hinauszugehen und ein wenig zu laufen, eine gute Idee.

–Ja, aber das hier ist kein Spaziergang, Taka-chan. Allein dieses Auto für die Fahrt vorzubereiten, war schon kompliziert genug. Es grenzt an ein Wunder, dass es überhaupt noch fährt. Ich hoffe nur, dass es uns vor der Ankunft keine Probleme macht.

Der Junge wandte sich dem Fenster zu.

–Ich weiß, es ist kein Spaziergang und ich glaube auch nicht, dass es hier so bald eine schöne Umgebung sein wird. Wir werden lernen müssen, in diesem Wahnsinn zu leben.

Der Mann nickte.

–Das stimmt. Keiner von uns ist einverstanden mit dem, was geschieht. Aber es gibt noch immer Männer, die uns einen anderen Weg zeigen. Und solchen muss man folgen.

Der Junge senkte den Blick, mit schüchternem Stolz.

—Es ist anders, Vater ... Liegt es vielleicht daran, dass er kein Japaner ist?

Der Mann ließ ein leises, fast amüsiertes Lächeln hören.

—Nein, Taka-chan. Natürlich ist er Japaner. Aber er ist nicht von hier, nicht aus Tokio. Er kommt aus Okinawa und das macht einen Unterschied.

Der Sohn sah ihn neugierig an.

—Wie anders ist es, dort aufzuwachsen?

Der Vater nickte langsam.

—Sehr. Okinawa hat diese fieberhafte Zeit des Imperiums und der Eroberungen nicht so erlebt wie wir. Die Menschen dort wachsen mit einer anderen Musik auf, einer anderen Ruhe. Es ist ein Volk, das Armut, Einfachheit und die Härte des Meeres kennt, nicht den Hochmut der Uniformen oder großspurige Reden.

Der Junge stieß ein leises Murmeln aus, als hätte er plötzlich etwas Wichtiges begriffen.

—Dann ist er nicht weniger japanisch ... er hat nur gelernt, die Welt anders zu betrachten.

—Genau —antwortete der Vater leise—. Er wurde nicht von der Arroganz der Städte geprägt, sondern von der Demut einer abgelegenen Insel. Darum ist er anders. Darum wirkt er menschlicher als wir alle.

Der Toyota fuhr langsam weiter, als würde auch ihm das Durchqueren der zerstörten Straßen schwerfallen. An manchen Stellen zwangen die Trümmer den Vater zu vorsichtigen Manövern, während er verbrannte Balken, zerstörte Fahrzeuge und einen umgestürzten Karren umging. Am Straßenrand schoben Menschen Handkarren mit dem Wenigen, was ihnen geblieben war. Andere bewegten sich auf alten Fahrrädern fort und einige zogen improvisierte kleine Wagen hinter sich her – ein notwendiger Ersatz für die Autos, die ihnen der Krieg genommen hatte. Allmählich, je weiter sie das Zentrum hinter sich ließen, wurde die Luft klarer: weniger Rauch und weniger Geruch von Asche.

Sie fuhren nach Mejiro hinein, ein Wohnviertel, das die Bombardierungen besser überstanden hatte. Dort standen die niedrigen Häuser noch, einige mit verwüsteten, aber lebenden Gärten – als weigerten sie sich, ganz zu verschwinden.

Während der Wagen langsam weiterrollte, durchbrach der Junge die Stille.

—Vater ... was ich immer noch nicht verstehe, ist, warum sein Sohn nicht gekommen ist.

—Von welchem seiner Söhne sprichst du? Von Waka–Sensei?

—Ja, natürlich.

Der Mann hielt den Blick auf der Straße und seine Stimme wurde eine Spur leiser.

—Das ist unmöglich. Heute Morgen habe ich mit seinem Bruder gesprochen. Er war es, der mir alles erklärt hat. Waka–Sensei kann kaum noch atmen. Es ist völlig ausgeschlossen, dass er uns begleitet.

Der Junge sah ihn überrascht an.

—Er war immer stark ... ich habe keinen Zweifel, dass er sich erholen wird.

—Hoffentlich —murmelte der Mann leise—. Aber ich habe ihn in den letzten Tagen nicht gesehen und sein Bruder hat mir anvertraut, dass es sehr schlecht um ihn steht. Ihm bleibt kaum noch Kraft, die Erschöpfung zeigt sich in jeder seiner Bewegungen.

—Vater, wie heißt sein Bruder?

—Yoshihide, der Ältere —antwortete er nach einer kurzen Pause—. Er war es, der mir genau beschrieb, wo wir seinen Vater finden würden. Er sagte, einer seiner Schüler würde mich begleiten, aber dass du es sein würdest, hätte ich nicht gedacht.

—Ich weiß, wer er ist. Ich habe ihn vor einiger Zeit bei ihnen zu Hause getroffen. Und ich glaube, er hat auch eine Tochter. Ich habe sie ein paar Mal gesehen, wenn ich zum Training ins Dōjō gegangen bin.

—Funakoshi–Sensei hat zwei Töchter, soweit ich weiß: Tsuru und Uto.

—Dann ... wie viele Kinder hat Rō–Sensei?

Der Vater atmete leise aus.

—Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich glaube, insgesamt fünf. Es ist sogar möglich, dass er noch ein weiteres Kind hatte, das in Okinawa gestorben ist, aber das kann ich nicht mit Sicherheit sagen.

—Also war es Yoshihide, der dich gebeten hat, Sensei abzuholen?

—Nicht ganz. Vor einigen Tagen erhielt ich im Büro einen Brief von Waka–Sensei, den jemand vorbeigebracht hatte. Darin bat er mich um diesen Gefallen, da ich einer

der wenigen sei, die noch ein fahrbereites Auto hätten. Ich musste es in aller Eile für diese Fahrt reparieren, aber ich konnte ihm nicht nein sagen.

—Ich verstehe, Vater.

—Ich nehme an, dass er dann Nakayama gebeten hat, jemanden zu finden, der mich begleiten würde ... und so bist du hier gelandet.

—Ja ... das kann gut sein.

Ein paar Sekunden lang füllte Schweigen den Wagen. Draußen glitten die Ruinen langsam wie Geister vorüber. Der Junge senkte den Blick, nun verstehend.

—Das ist sicher Waka–Senseis Idee —sagte er schließlich mit leiser Stimme.

Der Vater nickte langsam.

—Ja, Taka–chan. Sehr wahrscheinlich. Krank und alles: Waka–Sensei organisiert immer noch alles.

Der Sohn fragte neugierig:

—Vater, warum ist Funakoshi–Sensei hier? Weißt du es? Ich nehme an, er hat Freunde oder vielleicht Verwandte hier ... —murmelte der Junge.

—Vielleicht —antwortete der Vater nach einer kurzen Pause—. Ehrlich gesagt weiß ich es nicht. Es könnte sein, dass seine Kinder ihn ermutigt haben, in diesem Viertel zu bleiben: weit genug entfernt vom zerstörten Zentrum, aber auch nicht zu weit von ihnen.

—Ist seine Frau bei ihm?

—Ich glaube nicht. Frauen und Kinder wurden an verschiedene Orte evakuiert. Ich weiß nicht, ob sie bereits zurückkehren konnte.

—Wird er wissen, in welchem Zustand sein Haus ist?

—Das weiß ich nicht —murmelte der Vater—, aber er wird es sich wohl denken. Wenn das Dōjō zerstört ist, ist es schwer vorstellbar, dass sein Haus —das direkt gegenüberstand— verschont geblieben ist.

Der Junge richtete dann den Blick nach vorne.

In der Ferne, neben einem Baum, der schief zwischen den Überresten überlebt hatte, wartete eine Gestalt schweigend.

—Vater ... dort ist er —flüsterte er und hob die Hand—. Sehen Sie.

Der Wagen wurde langsamer. Beide verstummten, fast den Atem anhaltend. Dort stand Funakoshi, sechundsiebzig Jahre alt. Aufrecht, sein schlanker Körper durch die Jahre leicht gebeugt, doch in einen makellosen grauen Seidenkimono gekleidet. Er hielt den Hut an der Krempe und drückte ihn an die Brust, als genüge dieser einfache Gestus, um dem Augenblick eine feierliche Würde zu verleihen.

Er war weder groß noch kräftig und dennoch schien seine bloße Anwesenheit den Raum um ihn herum zu erfüllen. Als er den Wagen in der Ferne herannahen sah, richtete er sich ruhig auf.

Der Vater senkte die Stimme, als fürchte er, den Augenblick zu stören:

—Siehst du? So ist er immer. Es spielt keine Rolle, wie alt er ist oder welche Ruinen ihn umgeben. Er hat etwas ... etwas, das sich nicht erklären lässt.

Der Junge betrachtete ihn fasziniert, mit glänzenden Augen.

—Deshalb folgen wir ihm, nicht wahr?

—Ja, Taka-chan. Denn manche Männer müssen ihre Größe nicht hinausschreien. Es genügt, dass sie aufrecht stehen.

Der Wagen kam sanft zum Stehen. Funakoshi hob den Blick zu ihnen. Mit ruhiger Bewegung setzte er sich den Hut auf, wie jemand, der einen wichtigen Besuch empfängt.

Als der Junge hastig ausstieg und sich tief verbeugte, antwortete der für die damalige Zeit hochbetagte Mann mit einem gelassenen, kaum angedeuteten Lächeln, das ausreichte, die Spannung dieses Augenblicks zu lösen.

—Ah ... man hat den Jüngsten geschickt, um den Ältesten zu holen —sagte er mit einem leichten Lächeln und ließ seinen Blick auf dem Jungen ruhen—. Hidetaka, wie geht es dir?

Der Jugendliche hob den Kopf, überrascht, dass er ihn direkt mit Namen angesprochen hatte. Es klang nicht nach Tadel, sondern war ein liebevoller, warmer Wink.

Der Vater machte einen Schritt nach vorn und verbeugte sich respektvoll.

—Funakoshi–Sensei, wir sind gekommen, um Sie abzuholen und Sie zum Dōjō zu begleiten. Die anderen warten dort auf Sie.

—Was vom Dōjō übrig ist ... —korrigierte der Meister gelassen, ohne seinen Ton zu verändern.

Beide verzogen leicht das Gesicht und erkannten die Wahrheit in seinen Worten.

—Bitte, Sensei —sagte der Vater und deutete mit dem Arm auf das Auto.

Funakoshi richtete seinen Hut ruhig zurecht und ging mit kurzen, festen Schritten auf den Wagen zu.

—Wo soll ich sitzen? —fragte er, als sei einzig die Höflichkeit der Geste von Bedeutung.

Der Junge antwortete mit beherrschter Begeisterung:

—Rō–Sensei, hinten werden Sie bequemer sitzen.

Der alte Mann nickte, nahm den Hut ab und legte ihn vorsichtig neben den Rücksitz, bevor er sich mit Würde hinter dem Fahrer niederließ.

Der Junge setzte sich wieder auf seinen Platz neben seinem Vater auf dem Vordersitz. Von dort aus konnte er,

nur indem er den Kopf leicht drehte, das Profil des Meisters sehen, der ganz in das versunken war, was sich jenseits des Fensters abspielte.

Das Lenkrad befand sich auf der rechten Seite, wie in allen japanischen Automobilen. Im Rückspiegel sah der Vater Funakoshis Gesicht: gelassen, ohne Niedergeschlagenheit oder Zorn, in seine Gedanken zurückgezogen.

Der Junge schwieg. Er spürte, dass sich dieses Bild für immer in sein Gedächtnis einprägen würde. Der Mann, den alle Rō-Sensei oder einfach nur Sensei nannten, saß auf dem Rücksitz des Wagens seines Vaters —eines der wenigen Fahrzeuge, die im engeren Kreis des Meisters überhaupt noch funktionierten—. Er strahlte die Ruhe eines Menschen aus, der gelernt hat, sowohl das Leben als auch den Verfall anzunehmen.

—Sensei, wir werden etwas mehr als eine Stunde bis zum Dōjō brauchen, vielleicht zwei —warnte der Vater—. Die Straßen sind noch voller Trümmer, und Trupps arbeiten an den Aufräumarbeiten. Außerdem gibt es an mehreren Kreuzungen Kontrollen.

Funakoshi nickte langsam, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden.

—Es ist kein Problem —antwortete er mit ruhiger Stimme—. Ich habe es nicht eilig, anzukommen.

Nach einigen Sekunden fasste sich der Junge ein Herz und fragte:

—Geht es Ihrer Frau gut?

Der Meister neigte den Kopf nur leicht.

—Danke, dass du fragst, Hidetaka. Ja, es geht ihr gut. Gosei ist bei meinen Töchtern. Sobald es möglich ist, werden wir wieder zusammen sein.

Sein Blick verlor sich in der verwüsteten Landschaft, während der Wagen zwischen Ruinen und Gestalten weiterfuhr, die Balken und Holzstücke schleppten. In seinem Gesicht lag keine Ungeduld, nur die Melancholie dessen, der die Welt schweigend und nachdenklich betrachtet, mit der Ruhe dessen, der gelernt hat, das Unvermeidliche zu akzeptieren.

Kapitel 2

Der Rat des Arztes

Shuri, Königreich Ryūkyū. Herbst 1874

Ein vertrauter Arzt der Familie traf bei Einbruch der Dämmerung ein, als die feuchte Luft den salzigen Geruch vom Hafen herantrug und der Nordwind die hölzernen Fensterläden zum Knarren brachte. Die Schatten zogen sich über die vom Meereswind abgenutzten roten Dachziegel. Er brachte seine polierte Holzmappe mit und jene gemessene, beinahe zeremonielle Höflichkeit, wie sie für jemanden typisch war, der Familien von Beamten diente.

Der kleine Gichin war fünf Jahre alt, obwohl er in wenigen Wochen sechs werden würde. Sein Körper war so zerbrechlich, dass jeder Atemzug wie eine Anstrengung wirkte. Seine schmale, eingesunkene Brust ließ die Luft nur mühsam hineinströmen, als müsse sie sich mit Gewalt ihren Weg bahnen. Man beobachtete ihn schweigend: die Mutter an seiner Seite, die Hand bereit, ihn zu stützen, und der Vater, Gishū Funakoshi, der mit besorgter Miene danebenstand.

Der Arzt legte sein Ohr auf den Jungen, fuhr mit den Fingern über den knöchigen Rücken und stieß schließlich einen Seufzer aus. Dieses Geräusch blieb im

Raum hängen, unsichtbar und angespannt, wie eine Saite, die kurz davorsteht, zu reißen.

—Er ist schwach —sagte der Arzt schließlich leise, als fürchte er, ihn zu verletzen—. Sehr schwach. Er wird Pflege brauchen. Wenig draußen. Wenig Witterung. Viel Ruhe.

Die Mutter presste die Lippen zusammen, um Worte zurückzuhalten. Der Vater machte einen Schritt nach vorn.

—Wird er sich erholen? —fragte er, die Stimme von Sorge durchdrungen.

Der Arzt hielt seinem Blick stand und sprach langsam, wie jemand, der eine schwere Wahrheit trägt:

—Ich behandle ihn, seit er geboren wurde. Als er klein war, hatte ich größere Zweifel, es schien, als würde er den ersten Winter nicht überstehen ... und dennoch hat er es immer geschafft, wieder aufzustehen. Das gibt mir Hoffnung. Aber ich muss Ihnen auch die Wahrheit sagen. Jedes Jahr trifft ihn die Krankheit stärker und es dauert länger, bis er sich erholt.

Er öffnete seine Mappe und nahm ein kleines Papierpäckchen mit getrockneten Blättern heraus.

—Wir werden mit derselben Medizin weitermachen, aber ich werde die Menge erhöhen. Es sind Kräuter, die helfen, die Brust zu wärmen und die Atmung zu erleichtern: Süßholz, getrockneter Ingwer und ein wenig Zimt. Er soll sie in Wasser gekocht zu sich nehmen, zweimal täglich, einen Monat lang. Der Körper braucht Unterstützung, um Zeit zu gewinnen ... und Zeit ist manchmal das beste Heilmittel.

—Gibt es noch etwas, was wir für ihn tun können?

—fragte Gishū Funakoshi, die Stimme von Sorge erfüllt.

Der Arzt sah ihn schweigend an und wandte dann den Blick wieder dem Jungen zu.

—Im Moment nicht. Sein Körper ist zu schwach. Wenn wir ihn überfordern, wird er mit mehr Problemen aufwachsen, als er ohnehin schon hat. Aber in der Zukunft sollte er Tōde lernen —sagte er entschieden.

Der kleine Gichin, der seitlich saß, hörte reglos zu, die großen Augen fest auf den Arzt gerichtet.

Der Mann sprach weiter:

—Fürs Erste ist es am besten, wenn er sich auf das Lernen konzentriert. Er sollte mehr Zeit unter einem Dach verbringen, fern von plötzlichen Veränderungen von Luft und Feuchtigkeit. Das wird ihm Ruhe geben und

ihn schützen. Manchmal ist die Disziplin der Schrift das beste Heilmittel.

Gishū nickte langsam und schwieg. Er wusste, dass sein Sohn zerbrechlich war, doch er spürte auch, dass diese Ruhe in seinen Augen etwas Tieferes verbarg. Auch wenn der Arzt an seinem Körper zweifelte, vertraute er darauf, dass der Geist des Jungen seinen Weg finden würde, um stärker zu werden.

Seitdem veränderte sich der Klang des Hauses. Anstelle der Rufe anderer Kinder, die am Bach den Krabben nachjagten, wiederholte nun die Stimme des Jungen Silben neben dem Tatami. Die Nachbarn sahen ihn den Eingang passieren und sagten „der Arme“, doch er schien sie nicht zu hören. Er setzte sich in das schräge Licht des Nachmittags, mit einem Pinsel, der für seine Finger viel zu groß war und kopierte Schriftzeichen, ganz langsam, als wäre jeder Strich ein Atemzug, den man erst lernen musste.

Er spielte nicht mit anderen Kindern im Staub. Er kletterte nicht in die höchsten Äste des Fukugi-Baums und schürfte sich nicht die Knie an den Hängen hinter dem Schrein auf. Stattdessen lernte er zuzuhören. Zu hören, wie der Regen vom Meer her näherkam, noch

bevor die Wolken auftauchten. Das Knacken der Fasern in der Matte zu unterscheiden, wenn jemand hastig eintrat. Den Awamori im Atem der Männer am Ende des Tages zu riechen und zu wissen, dass hinter jedem Lachen eine Geschichte lag.

Die anderen Kinder, von Sonne und Straße abgehärtet, lachten laut, wenn sie ihn so ernst und dünn sahen. Manchmal stießen sie ihn im Vorbeilaufen an und rannten lachend davon. Gichin beschwerte sich nicht, er hatte gelernt, dass der Schmerz immer spät kam, wie ein Echo. Er hatte in den Seiten einen Schützengraben gefunden. Dort konnte er stark sein, dort wussten die Hände mehr als der Körper. Er zeichnete, malte, schrieb kurze Gedichte, die er niemandem zeigte – nur wenige Zeilen, drei oder vier, in denen Meer und Wind Freunde waren, die ihn jeden Nachmittag besuchten.

Er verbrachte einen großen Teil seiner Kindheit zu Hause, widmete sich eher der Kalligraphie und der Literatur als körperlichen Spielen. Er besuchte auch die Schule von Shuri, wo er zunächst den traditionellen Unterricht des alten Königreichs Ryūkyū erhielt. Doch 1879 änderte sich alles: Das Königreich wurde abgeschafft und in die Präfektur Okinawa umgewandelt und er wurde fortan nach dem japanischen System unterrichtet.

Damals war er zehn Jahre alt. In diesen Klassenräumen wurde er zum Gefährten und Freund des Sohnes von Ankō Asato. Noch wusste er es nicht, aber diese Freundschaft würde den Beginn eines Weges markieren, der sein Leben verändern sollte.

Kapitel 3

Ohne Fragen gibt es keine Antworten

Der Wagen fuhr langsam weiter und wich Aschehügeln und geschwärzten Balken aus, die am Straßenrand noch Rauch ausstießen. Tokio atmete eine verwundete Stille, ein gedämpftes Murmeln, wo einst Lachen, Marktgeschrei und hastige Schritte geherrscht hatten. Jede Kurve war eine Erinnerung an den Krieg: verbogene Säulen, eingestürzte Dächer, offene Wunden in der Erde.

Auf dem Rücksitz blickte Meister Funakoshi aus dem Fenster. Der graue Kimono bildete Falten über seinen Knien, auf denen seine dünnen, unbeweglichen Hände ruhten. Sein Gesicht, gelassen und streng, ließ nicht erkennen, ob er die Ruinen vor sich betrachtete oder Erinnerungen, die weit älter waren. Am Vortag hatte er seinen Sohn Giei empfangen, der ihn überzeugt hatte, Nishiyamas Hilfe anzunehmen, um zum zerstörten Dōjō zu gelangen. Er hatte jedoch nicht erwartet, dies in einem Auto zu tun..

Auf dem Vordersitz warf der sechzehnjährige Hidetaka verstohlene Blicke nach hinten. Er hatte den ganzen Morgen auf diesen Augenblick gewartet: allein mit ihm zu sein, fern vom Dōjō, mit der heimlichen Hoffnung, sich endlich zu trauen, das zu fragen, was er so oft verschwiegen hatte. Er wusste noch nicht, welches

Wort er wählen oder wo er beginnen sollte, aber er wusste, dass es war, als säße er neben einer Quelle: Man brauchte sich nur zu neigen, um daraus zu trinken.

Der Erste, der die Stille durchbrach, war der Mann am Steuer, Hidetakas Vater, von Beruf Anwalt:

—Sensei, es tut mir leid, dass ich nicht schneller fahren kann. Die Straßen sind noch voller Trümmer.

Funakoshi nickte langsam, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden.

—Keine Eile —antwortete er mit tiefer Stimme—. Die Zeit misst sich für mich nicht mehr auf dieselbe Weise.

Wieder füllte Stille den Wagen, dicht und erwartungsvoll. Dann lehnte sich der Junge ein wenig nach hinten und ließ mit Respekt seine zurückgehaltene Stimme erklingen:

—Rō—Sensei ... darf ich Ihnen etwas fragen?

Der alte Mann drehte den Kopf und sah ihn an. In seiner Ruhe lag ein Gewicht, das jeden Tadel überflüssig machte.

—Frag, Hidetaka. Frage immer. Die einzige Art zu lernen ist, den Mut zu haben, zuerst zu fragen.

Der Junge schluckte.

—Ich habe einige Ihrer Bücher gelesen, Sensei ... — sagte er schüchtern—. Wer war Ihr liebster Lehrer? Und warum hatten Sie zwei?

—Hidetaka! —fuhr der Vater sofort dazwischen und runzelte die Stirn—. Sei nicht unverschämt.

Funakoshi hob leicht die Hand und stoppte den Tadel mit einer gelassenen Geste.

—Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Nishiyama — antwortete er sanft—. Die Frage Ihres Sohnes ist nicht unpassend. Im Gegenteil, sie ist wertvoll. Und außerdem, wenn wir sprechen, wird die Fahrt für uns alle kürzer.

Der Junge senkte kurz den Blick, hob ihn aber gleich wieder, voller Hoffnung. Funakoshi betrachtete ihn mit jener Ruhe, die nur jemand besitzt, der weiß, dass Fragen aus der aufrichtigsten Unruhe entstehen.

—Siehst du, Hidetaka —begann der Meister—, das Leben stellte mir zwei sehr unterschiedliche Männer auf den Weg, die zugleich im Te, wie wir es in Okinawa nannten, tief miteinander verbunden waren. Der eine war Meister Ankō Asato und der andere Ankō Itosu. Beiden verdanke ich, was ich bin und beide ehre ich jedes Mal, wenn ich lehre. Obwohl ich das Privileg hatte, von

anderen zu lernen, waren sie es, die mich am stärksten geprägt haben. Alles, was ich weitergebe, hat seine Wurzeln in ihren Unterweisungen.

Sogar mein eigener Vater kannte etwas vom Te. Aber in Okinawa wurde nichts formell unterrichtet, das Üben war fast immer im Verborgenen, ohne schriftliche Regeln und ohne organisierte Schulen. Es gab keine Handbücher, keine Titel und keinen Ehrgeiz nach Stilrichtungen. Jeder Meister lehrte das, was er selbst gelernt hatte und vor allem das, was er in seiner eigenen Erfahrung als nützlich erkannt hatte.

So wurden die Bewegungen weitergegeben wie eine Fackel, die von Hand zu Hand wandert. Mit der Zeit gewannen in jedem Dorf bestimmte Gesten mehr Bedeutung als andere, und nach und nach wandelten sie sich in verfeinerte Techniken. Daraus entstanden die Unterschiede, die wir heute Shuri-te, Naha-te und Tomari-te nennen. Nicht, weil es unterschiedliche Künste gewesen wären, sondern weil der Mensch dazu neigt, zu ordnen, um zu verstehen. Im Grunde teilten sie alle denselben Geist: das Leben zu schützen, den Charakter zu formen und den Körper zu stärken.

Der Unterschied lag im Blick jedes einzelnen Meisters. Der eine maß der Atmung größere Bedeutung bei, ein anderer der Flüssigkeit, wieder ein anderer der Geschwindigkeit. Und indem sie auf diesen Aspekten beharrten, verfeinerten sie sie schließlich. Ihre Schüler setzten diese Verfeinerung fort und so entstanden nach und nach die Strömungen, die wir heute kennen.

Die meisten wiederholten, ohne zu fragen. Man tat es so, weil es funktionierte und das genügte. Doch ich hatte das Glück, Lehrer zu haben, die keine Angst vor Fragen hatten. Sie ermutigten mich stets zu hinterfragen und wenn sie keine Antwort wussten, hatten sie die Demut, mich zu einem anderen Meister zu schicken, um sie dort zu suchen. Das ist die wahre Größe: zu akzeptieren, dass Wissen niemals vollständig ist, dass es nur gemeinsam geteilt und erweitert wird.

Deshalb besuchte ich verschiedene Meister und beobachtete ihre Unterschiede mit großer Aufmerksamkeit, bis ich begriff, dass sie alle auf demselben Fundament beruhten. Dort verstand ich den wahren Wert der Kata. Sie waren keine leere Choreographie, sondern eine stille Sprache, ein in Bewegungen geschriebenes Handbuch. In ihnen bewahrte sich das Gedächtnis der Meister der

Vergangenheit und die Möglichkeit, den tieferen Sinn jeder Geste zu entdecken.

—Sensei, wenn die Kata eine Sprache sind, wie lernt man dann, das zu lesen, was in ihnen verborgen ist?

—Das wahre Wesen des Te —antwortete der Meister nach einer kurzen Pause— besteht darin, zu verstehen, bevor man ausführt. Erst wenn du weißt, warum sich die Hand bewegt ... bewegt sich in Wirklichkeit der Geist.

—Dann haben Sie bei ihnen gelernt, jeder Bewegung einen Sinn zu geben? —fragte Hidetaka und beugte sich nach vorn.

—Man könnte es so sagen —nickte der Meister—. Doch die Erklärung ist komplizierter. Und da die Zeit heute auf unserer Seite ist, wollen wir etwas tiefer darauf eingehen, wenn es dir recht ist.

—Es wäre mir eine Ehre, Sensei —sagte der Junge und verneigte sich leicht, dankbar, ohne seinen Sitz zu verlassen.

Während der Wagen langsam durch die Trümmer der Stadt weiterfuhr, schien draußen auch die Ruine Tokios der Stimme des alten Mannes zu lauschen.

—Meister Asato —fuhr Funakoshi fort— war ein Mann von edlem Geist, streng und weise. Er stammte aus einer Familie von gewissem Stand und beherrschte nicht nur die Kunst des Te, sondern war auch in Reitkunst, Schwertführung und militärischen Disziplinen ausgebildet. Er war ein Stratege, jemand, der verstand, dass ein Kampf nicht nur ein Zusammenprall von Kräften ist, sondern auch die präzise Berechnung des richtigen Augenblicks. Von ihm lernte ich die Bedeutung von innerer Disziplin und der Strategie.

Er hielt inne, und seine Augen schienen an einer Erinnerung hängen zu bleiben.

—Asato ließ mich einen einzigen Bewegungsvorgang stundenlang, manchmal tagelang wiederholen. Er wollte nicht, dass ich eine Technik bloß auswendig lernte, sondern dass ich mit ihr verschmolz, bis es keinen Unterschied mehr gab zwischen der Geste und meinem eigenen Wesen. *„Begnüge dich nicht damit, den Kata zu lernen“*, sagte er zu mir, *„werde selbst zum Kata.“*

Der Junge lauschte gebannt und lehnte sich im Sitz etwas zurück, um kein Wort zu verpassen.

—Und dann war da Itosu-sensei —fuhr Funakoshi fort—. Er war anders. Zugänglicher, dem Volk näher. Er

sorgte sich um die Kinder und er war es, der darauf bestand, dass das Te, das in verborgenen Innenhöfen weitergegeben wurde, kein Geheimnis bleiben durfte, sondern in die Schulen Einzug halten müsse. Er hatte ein großzügiges Herz und verstand, dass die Zukunft der Kunst nicht in den bereits geformten Erwachsenen lag, sondern in den jungen Menschen, die noch geformt werden konnten. Von ihm lernte ich nicht nur Techniken, sondern auch die Geduld und die Klarheit, die nötig sind, um sie zu vermitteln. Itosu-sensei war es, der viele der Basiskata erschuf, die wir noch heute üben, etwa die Kata, die wir heute Heian nennen. Er entwickelte sie unter dem okinawanischen Namen Pinan und entwarf sie mit Blick auf die Schüler, um ihnen einen sicheren Weg für die ersten Schritte in der Kunst zu bieten.

—Dann ... hat er die Pinan geschaffen, damit wir die alten Kata leichter verstehen können? —fragte Hidetaka.

—Nicht ganz —antwortete der Meister mit ruhiger Stimme—. Itosu-sensei betrachtete die alten Kata nicht als ein Rätsel, das man vereinfachen müsste. Er wollte vielmehr den jungen Menschen, besonders den Kindern, einen Weg anbieten, den sie mit ihrem noch unreifen Körper gehen konnten. Die Bewegungen der

traditionellen Kata konnten für ihre Motorik zu anspruchsvoll sein, zu hart für Muskeln und Gelenke, die sich erst zu entwickeln begannen. Deshalb schuf er die Pinan, nicht als einfache Kopie des Alten, sondern als eine Brücke, die sie in Disziplin, Gleichgewicht und Klarheit der Bewegung vorbereiten sollte. Damit sie später, wenn ihr Körper stark geworden und ihr Geist gefestigt war, in die älteren Kata eintreten und sie mit wahrer Tiefe verstehen konnten.

—Warum wurde der Name dann in Heian geändert, Sensei? —fragte Hidetaka respektvoll.

Funakoshi neigte leicht den Kopf, als würde er in der Zeit zurückgehen.

—Weil Namen einen Geist in sich tragen und jeder Geist seinen Platz in der Sprache finden muss, in der er praktiziert wird. Als Itosu-sensei diese Kata erschuf und sie „Weg zu Frieden und Gelassenheit“ nannte, was Pinan im Uchināguchi, der Sprache Okinawas, bedeutet, dachte er an die Kinder der Insel. Doch als ich das Tōde nach Japan brachte, stellte ich fest, dass das Wort Pinan für die Japaner schwer auszusprechen und noch schwerer zu behalten war.

Er machte eine Pause, und seine dünnen Hände bewegten sich über seinen Knien, als wollten sie die Erinnerung begleiten.

—Im Japanischen verwandelte die natürliche Aussprache Pinan in etwas, das Heian nahekam. Und da Heian ebenfalls „Frieden und Ruhe“ bedeutet, erkannte ich, dass dies eine vollkommen passende Lösung war. Es bewahrte den ursprünglichen Sinn und erhielt zugleich einen klareren Klang für die japanischen Schüler. Ich änderte den Namen nicht, um die Absicht meines Meisters zu verändern, sondern damit seine Lehre in einem neuen Land verstanden, wiederholt und ohne Hindernisse weitergegeben werden konnte.

Er hob den Blick zu Hidetaka und fügte mit fester, aber sanfter Stimme hinzu:

—Der Name ändert sich, aber der Geist nicht. Itosu-sensei wollte, dass diese Kata allen jungen Menschen den Weg öffnen. Ich stellte lediglich sicher, dass dieser Weg auch in Japan gegangen werden konnte, mit derselben Klarheit, mit der er ihn in Okinawa erträumt hatte.

Hidetakas Vater, ohne den Blick von der Straße zu nehmen, mischte sich respektvoll ein:

—Dann könnte man sagen, Sensei, dass der eine der Hüter der Tradition war und der andere der Sämann der Zukunft?

Funakoshi nickte langsam.

—Das ist ein treffendes Bild. Asato hütete die Wurzel, den tiefen Geist der Kunst, mit der Strenge eines Samurai. Itosu hingegen öffnete die Zweige zur Gesellschaft hin, zu den Kindern, zur Moderne. Ich hatte das Glück, aus beiden Quellen zu trinken. Manchmal denke ich, dass ohne diese beiden Männer das Karate niemals Okinawa verlassen und niemals Japan erreicht hätte.

—Und wie helfen diese Basiskata dabei, eine Bewegung besser zu verstehen, wenn ich fragen darf, Sensei?

—Nehmen wir ein Beispiel —sagte Funakoshi ruhig—. Die erste Bewegung des Kata Pinan Nidan, den du als Heian Shodan kennst.

—Nun ... man beginnt mit einer tiefen Abwehr, gedan-barai und greift dann mit tsuki an —antwortete der Schüler selbstbewusst.

—Genau, das sind die sichtbaren Gesten. Aber sag mir, was glaubst du, worauf es bei diesen beiden Bewegungen wirklich ankommt?

—So wie man es uns erklärt hat ... —begann er, doch der Meister unterbrach ihn sanft.

—Nein. Ich möchte nicht, dass du wiederholst, was du gehört hast —sagte der Meister mit ruhiger Stimme—. Du übst Kendō, nicht wahr? Dann möchte ich deine eigene Interpretation dieser Bewegungen hören.

Nishiyama rückte mit der Ernsthaftigkeit eines Prüflings in seinem Sitz zurecht. Er schwieg einen Augenblick und antwortete schließlich mit fester Stimme:

—Für mich, Sensei, ist die erste Bewegung mehr ein Angriff als eine Abwehr.

Funakoshi neigte leicht den Kopf, eine Geste, die ihn ermutigte, den Gedanken weiterzuführen.

Der junge Mann fuhr fort:

—Wenn ich sie als zwei getrennte Bewegungen betrachte, zuerst Verteidigung und dann Angriff, habe ich das Gefühl, zu langsam zu reagieren. In diesem Fall wäre der *tsuki* der einzige eigentliche Schlag und die erste Geste bliebe darauf beschränkt, einen Angriff abzuwehren ...

vielleicht eine *mae-geri* zum Brustbereich zu blockieren oder umzulenken.

—Und wie interpretierst du sie dann? —fragte Funakoshi ruhig.

—Für mich ist der erste „Block“ keine Verteidigung, sondern ein Angriff. Ich führe ihn aus, als würde ich den Oberschenkel des Gegners treffen und verbinde unmittelbar danach den *tsuki* zur Brust. Ich begreife es als eine einzige Bewegung mit zwei Einschlägen. Es ist ... den Angriff angreifen, wenn ich es so ausdrücken darf.

Funakoshi nickte langsam.

—Genau so, Junge. Diese Interpretation, die du gefunden hast, ist das Wesen eines Kata. Mit der Zeit entdeckt jeder Übende seinen eigenen Sinn in jeder Bewegung. Das ist sein Geheimnis, seine Sprache. Der Kata ist für sich genommen nichts weiter als eine Choreographie. Doch wenn derjenige, der ihn übt, seine Anwendung findet, hört die Bewegung auf, leer zu sein und wird Teil des Instinkts. Dann spielt es keine Rolle mehr zu fragen, warum sich die Hand bewegt ... denn in dem entscheidenden Augenblick wird sie sich einfach bewegen. Verstehst du es jetzt?

Stille erfüllte für einen Moment den Innenraum, bis eine aufrichtige Stimme sie durchbrach:

—Danke, Sensei. Ihre Erklärung ... werde ich niemals vergessen.

Der Wagen bog in eine Straße ein, die weniger von Trümmern bedeckt war. Der Nachmittag drängte sich zwischen die vom Krieg gezeichneten Gebäude.

—Sensei ... und welcher Ihrer beiden Meister hat Sie am meisten geprägt? —fragte Hidetaka.

Der alte Mann ließ ein leichtes Lächeln entstehen, als habe ihn diese Frage sein Leben lang begleitet.

—Ich kann mich nicht entscheiden, Hidetaka. Es wäre, als würde man einen Baum fragen, welche seiner Wurzeln ihm mehr Leben schenkt. Von Asato erhielt ich die Strenge, die Disziplin des Geistes, die Gewissheit, dass jeder Schritt mit voller Bewusstheit getan werden muss. Von Itosu erhielt ich die Klarheit, die Geduld mit jenen, die erst beginnen. Gemeinsam gaben sie mir das Gleichgewicht: die Wurzel und den Zweig, die Strenge und das Mitgefühl.

Stille erfüllte den Wagen. Draußen lief eine Gruppe barfüßiger Kinder zwischen den Ruinen umher, mit

einem Lachen, das der Tragödie zu trotzen schien. Funakoshi folgte ihnen mit dem Blick, und seine Stimme wurde zu einem leisen Murmeln:

–Itosu-sensei pflegte zu mir zu sagen, dass die Kunst keinen Sinn hat, wenn sie nicht weitergegeben werden kann. „Was nützt dir deine Stärke, wenn du andere nicht lehrst, stark zu werden?“, wiederholte er. Und er hatte recht.

Der junge Hidetaka, sichtlich bewegt, fragte leise:

–Dann brauchen wir alle mehr als einen Meister?

Funakoshi sah ihn voller Zärtlichkeit an.

–Im Leben haben wir viele Meister, auch wenn wir sie nicht immer so nennen. Unsere Eltern sind es. Auch die Lehrer in der Schule oder der im dōjō. Von jedem lernen wir etwas, aber wir selbst entscheiden, was wir bewahren. Wichtig ist, zu lernen, aus verschiedenen Blickwinkeln zu sehen.

Der Vater am Steuer meldete sich schließlich zu Wort:

–Dann ist Karate-dō zu einem großen Teil die Vereinigung dieser beiden Sichtweisen, Sensei.

—Ganz genau —antwortete Funakoshi—. Asato gab mir die Wurzel und Itosu den Zweig. Ich war nur die Brücke, die beide verband.

Das Gespräch setzte sich fort, mit Erinnerungen an Nächte, in denen er unter dem flackernden Licht einer Öllampe einen einzigen Schlag immer wiederholte und an Morgen, an denen Itosu die Kinder auf einem Erdhof versammelte.

Es waren keine bloßen technischen Geschichten, sondern Lebenslektionen, Grundsätze, die weit über das dōjō hinausreichten.

Hidetaka lauschte mit leuchtenden Augen. Vielleicht begriff er zum ersten Mal, dass das Karate, das er übte, nicht das Werk eines einzigen Mannes war, sondern einer Kette von Meistern, die im richtigen Moment zu geben und zu empfangen wussten.

Funakoshi lehnte sich sanft zurück und drehte den Hut zwischen den Fingern, wie jemand, der eine Erinnerung streichelt. Sein Blick verlor sich im Fenster und es wurde deutlich, dass seine Gedanken, während der Wagen weiterfuhr, bereits eine andere Reise angetreten hatten.

Kapitel 4

Chinesische Hände

Shuri, Okinawa. Herbst 1879

Es waren nur noch wenige Wochen bis zu seinem elften Geburtstag, als in einem Gespräch mit seinem Klassenkameraden, einem Freund, der Name von dessen Vater, Ankō Asato, fiel. Bis dahin hatte Gichin nie bemerkt, dass dieser Mitschüler der Sohn jenes Tōde-Meisters war, über den in Shuri so viel gesprochen wurde.

Der Junge erwähnte es ganz beiläufig, als spräche er über etwas Alltägliches, dass sein Vater jene geheimnisvolle Kunst übte, über die auf der Insel so viele Geschichten kursierten. Und in diesem Augenblick begriff Gichin, dass dieser Name, der ihm immer fern und ehrfürchtig erschienen war, nicht nur eine Geschichte der Erwachsenen war, sondern etwas Lebendiges, Nahes, das in Reichweite lag.

—Möchtest du einmal zu uns nach Hause kommen? —fragte sein Freund mit der Unbefangenheit eines Kindes, das zum Spielen einlädt—. Ich könnte dich mit ihm bekannt machen.

Gichins Herz schlug schneller. Diese Einladung konnte die Gelegenheit sein, den Mann kennenzulernen,

der bis zu jenem Tag nur ein Name gewesen war, leise unter den Leuten von Shuri geflüstert.

Der erste Besuch im Haus der Familie Asato

Der Weg zum Haus seines Freundes schien sich kaum von den vielen anderen zu unterscheiden, die Gichin in Shuri bereits gegangen war. Die Stadt bestand aus schlichten Häusern mit Mauern aus Korallengestein und roten Ziegeldächern, die der feuchten, salzhaltigen Meeresluft trotzten. Doch an jenem Nachmittag lastete die Luft anders auf seiner Brust. Es war nicht nur ein gewöhnlicher Besuch unter Kindern, denn er würde den Mann kennenlernen, dessen Name in den Schulhöfen und in den Gesprächen der Erwachsenen immer wieder leise erwähnt wurde, fast wie ein ehrfürchtiges Gerücht.

Als sie ankamen, deutete nichts auf einen besonderen Ort hin. Das Haus der Familie Asato war schlicht, wie so viele andere. Was es unterschied, befand sich im Inneren. Gichin überschritt die Schwelle hinter seinem Freund und wurde von einer dichten Stille

empfangen, einer jener Stille, die ohne Worte Respekt erhebt.

Im Innenhof sah er ihn zum ersten Mal. Ankō Asato war ein großer Mann, mit festem und ruhigem Blick, mit der Haltung eines Menschen, der sowohl die militärische Disziplin als auch die Strenge des Studiums kennengelernt hatte. Er trug keinen Schmuck und keine Zierde, seine bloße Präsenz genügte.

Der Sohn stellte ihn mit der gleichen Natürlichkeit vor, mit der man jemanden zu Hause empfängt. Asato betrachtete ihn nur einen Augenblick. Seine Augen glitten über die schwächliche Gestalt, die tintenverschmierten Schülerhände. In seinem Ausdruck lag keine Härte, sondern eine Art ruhige Prüfung, als wolle er nicht die Kraft der Muskeln messen, sondern das verborgene Feuer in diesem Kind.

Am hinteren Teil des Hofes bemerkte Gichin einen mit Stroh bedeckten Pfosten, der fest in die Erde eingelassen war. Er kannte seinen Namen noch nicht, doch dieses Objekt schien einen verborgenen Zweck in sich zu tragen, als würde es auf jemanden warten, der bereit war, es zu verstehen.

Später würde er erfahren, dass man ihn *makiwara* nannte.

Asato, der seine Neugier bemerkt hatte, bedeutete ihm mit einer leichten Geste, näherzukommen und wies ihn an, sich davor aufzustellen. Es gab weder Reden noch lange Erklärungen, nur die ruhige Stimme eines Mannes, der das Wesentliche lehrt.

Er zeigte ihm, wie er die Füße auseinanderstellen, die Schultern lockern und die Lungen mit Luft füllen sollte. Mit einem festen, aber sanften Griff korrigierte er die Stellung seiner Hüfte und deutete auf das Stroh. Dann führte er langsam seine eigenen Arme vor, zeigte die Bahn der Bewegung: Während eine Faust vorschoss, zog sich die andere zurück. Erst viele Jahre später würde dieser Bewegungsablauf im japanischen Karate den Namen *hikite* erhalten.

—Drück den Boden mit deinen Füßen —murmelte er—. Lass die Luft mit dem Schlag entweichen, durch den Mund.

Gichin gehorchte, noch unsicher. Seine Faust sank mit einem dumpfen, beinahe schüchternen Laut in das Stroh, als wüsste sie noch nicht, wie man spricht. Asato nickte ohne Tadel.

—Ein guter Anfang.

Mehr gab es nicht. Nur ein paar Korrekturen, ein paar Minuten Übung und die Gewissheit, dass dieser schlichte Hof ein uraltes Geheimnis bewahrte.

Beim Abschied versprach Asato nichts, er nahm es einfach als selbstverständlich hin, dass Gichin wiederkommen würde.

Die Reaktion zu Hause

Als er nach Hause kam, konnte Gichin seine Aufregung kaum zurückhalten. Auf dem Rückweg war er wie im Traum gelaufen und hatte in Gedanken jede Geste, jedes Wort wiederholt.

—Man hat mich als Schüler angenommen! —rief er aus, kaum dass er die Tür überschritten hatte.

Seine Eltern sahen sich überrascht an.

—Wer hat dich als Schüler angenommen? —fragte seine Mutter Uto mit spürbarer Unruhe.

—Asato—sensei —antwortete er mit einem breiten Lächeln—. Ich fange morgen an.

Ein Schweigen legte sich schwerer über den Raum als die Nachricht selbst. Seine Mutter runzelte die Stirn.

—Herr Asato? Das ... das ist eine gewaltsame Kunst, Gichin. Ich möchte nicht, dass du dich mit solchen Dingen füllst. Ich habe schreckliche Geschichten gehört.

Sein Vater antwortete nicht sofort. Der Ruf des Meisters war achtbar, aber er verstand die Sorge seiner Frau. Jeder in Okinawa wusste, was es bedeutete, Töde zu lernen.

Nach einem langen Moment sprach er ruhig:

—Morgen werde ich dich begleiten und mit ihm sprechen. Ich kenne ihn. Ich möchte aus seinem eigenen Mund hören, was er genau lehrt.

Gichin schwieg, doch in seinem Inneren brannte die Gewissheit, dass dieser Weg bereits begonnen hatte.

Die Nacht des ersten Trainings

Der Weg bis zum Haus von Asato war am Tag einfach, doch in der Nacht ganz anders. Die Steine hatten eine andere Temperatur, die Korallenmauern schienen

alte Stimmen zu bewahren. Der Vater ging voraus, ohne Eile. Gichin folgte ihm, aufmerksam auf neue Geräusche: ein fernes Lied, das gedämpfte Klopfen von jemandem, der in einem Hof etwas befestigte.

Asato empfing sie an der Schwelle. Die Männer traten zur Seite, um leise miteinander zu sprechen. Gichins Vater begrüßte ihn mit Respekt, aber auch mit der Bestimmtheit eines Mannes, der Gewissheit verlangt. Asato antwortete mit derselben feierlichen Haltung. Sie sprachen nicht viel, doch als der Vater sich verneigte und der Meister den Gruß erwiderte, war die Vereinbarung besiegelt.

—Du wirst mein Vertrauen haben —sagte der Vater.

Asato nickte.

An jenem Abend würden die beiden Jungen gemeinsam trainieren. Zuerst wiederholten sie grundlegende Bewegungen in der Luft. Asatos Sohn diente als Orientierung, während der Meister zwischen ihnen umherging und Schultern, Hüften und Atmung korrigierte. Jede Bewegung hatte ihr eigenes Gewicht und die Stille des Innenhofs unterstrich alles.

Dann kam der Moment der *makiwara*.

Zuerst rief Asato seinen Sohn. Der Junge stellte sich mit natürlicher Sicherheit vor den Pfosten und stieß einen Schlag aus.

—Atme „über die Ferse“ —murmelte der Meister.—
Lass den Boden dich tragen.

Der Junge wiederholte die Bewegung. Diesmal klang der Aufprall anders, wie eine Böe, die durch einen geschlossenen Raum fährt.

Asato nickte knapp und hob dann die Hand, um Gichin zu sich zu rufen.

Das Herz des Jungen schlug schneller als seine Schritte. Er trat vor, bis er dem Meister direkt gegenüberstand.

Asato stellte ihn in eine aufrechte und natürliche Haltung, die später im japanischen Karate den Namen *shizentai* erhalten würde. Er stellte seine Füße hüftbreit auseinander, gerade und fest, jedoch ohne Härte.

—So... als würdest du einfach nur stehen, aber mit tiefen Wurzeln —erklärte er, während er sanft seine Fersen zurechtrückte.

Er ließ ihn die Knie leicht beugen, gerade so viel, dass sich die Muskeln verbanden und korrigierte die Hüfte mit einer leichten Berührung.

—Drück nach innen, nur ein wenig. So ist es gut.

Gichin atmete tief ein.

—Einatmen... jetzt ausatmen —wies Asato ruhig an—. Lass den Körper nicht fallen, drücke den Boden mit deinen Füßen. Spüre, wie die Erde antwortet.

Der Junge gehorchte, und da flüsterte der Meister:

—Lass diesen Druck aufsteigen... und durch deine Faust hinausfließen.

Zassh!

Der Schlag wurde geboren. Die Faust drang mit einem trockenen, knackenden Geräusch in das Stroh ein, wie die Saite eines gespannten Bogens. Noch war er nicht stark, doch er war sauber, gerade und wahr.

Asato nickte.

—Gut gemacht. Dein Körper hat es verstanden, noch bevor dein Geist es tat.

Zum ersten Mal spürte Gichin, dass nicht sein Arm geschlagen hatte, sondern sein ganzer Körper in einer einzigen Bewegung sprach.

—Jetzt mit dem anderen Arm —befahl der Meister.

Der Junge wiederholte den Schlag.

—Wechsle zwischen beiden. Ohne Pause.

Und so tat er es, immer und immer wieder. Hin und wieder trat Asato näher, richtete seinen Kopf auf, hob leicht sein Kinn an, entspannte seine Schultern.

—Schau nach vorn. Atme. Drücke aus der Ferse heraus.

Die Zeit löste sich in dieser Wiederholung auf. Eine einzige Bewegung, so lange geübt, bis sie sich in das Gedächtnis des Körpers einbrannte. Als sich die Fehler zu häufen begannen, hob Asato die Hand.

—Genug für heute —sagte er mit Bestimmtheit, jedoch ohne Tadel—. Morgen zur selben Zeit.

Gichin japste nach Luft, die Knöchel brannten. Schweigend nickte er.

Asato blieb einen Augenblick stehen, bevor er in den Schatten des Innenhofs zurücktrat.

—Und hör gut zu: Du musst nicht gebracht werden.
Von jetzt an ist dies dein Weg.

Gichin neigte den Kopf. In seinem Inneren hatte sich etwas verwandelt. Die Kunst des Tōde entfaltete sich nun vor ihm wie ein geheimer Weg, der im Japanischen noch keinen Namen trug, auch wenn er später Karate-dō genannt werden würde. Der Pfad war vorgezeichnet.

Von diesem Moment an würde sein Lernen in Stille verlaufen, unter dem wachsamen Blick des Meisters. Im Tōde-jutsu ging niemand im gleichen Tempo voran, jeder Schüler schritt in Einsamkeit vorwärts — zumindest verstand Ankō Asato es so.

Kapitel 5

Der einzige Kampf, der zählt

Es war gegen zwei Uhr nachmittags. Der Wagen fuhr langsam eine unebene Allee entlang, auf deren rissigem Asphalt sich die Schatten der zerstörten Gebäude verlängerten. Die Sonne stand hoch, schien jedoch am Himmel stillzustehen, als weigere sich die Zeit selbst, sich zwischen den Ruinen Tokios weiterzubewegen.

Funakoshi blickte nach vorn, in seine Gedanken versunken und traf plötzlich den Blick des jungen Hidetaka. Der Junge betrachtete ihn voller Verehrung, mit leuchtenden Augen, als wartete er nur darauf, den passenden Moment für eine weitere Frage zu finden.

—Entschuldigen Sie ihn, Sensei —sagte der Vater am Steuer höflich—. Er ist ein wenig aufgeregt wegen dieser Fahrt.

Funakoshi lächelte sanft.

—Ich bin ebenfalls aufgeregt. Es freut mich, so viel Begeisterung bei jungen Menschen zu sehen, besonders bei jemandem, der klug ist und lernen möchte.

Der Junge lächelte schüchtern über das Kompliment und rückte auf seinem Sitz zurecht. Der Wagen drang nun in eine weniger verwüstete Gegend vor, in der noch einige Häuser standen und hier und da ein

Garten hartnäckig weiterbestand. Die Sonne ließ die auf dem Boden verstreuten Glasscherben aufblitzen.

Funakoshi lehnte für einige Sekunden die Stirn gegen die Scheibe, als wolle er im Flüstern des Windes die Stimme seiner alten Meister hören. Dann sprach er, ohne den Blick vom Horizont zu lösen:

—Erinnere dich, Hidetaka... kein Meister ist vollkommen. Und kein Schüler ebenfalls. Wichtig ist nur die Verbindung ihrer Wege. Ich bin lediglich der Schatten dessen, was sie mir übergeben haben. Wenn du eines Tages selbst andere unterrichtest, vergiss nicht, dass in jedem deiner Worte auch die Stimme derer mitschwingen wird, die dich geformt haben.

Der Junge neigte respektvoll den Kopf. Er wusste, dass sich diese Worte für immer in sein Gedächtnis einprägen würden.

Einige Minuten später wagte er zu fragen:

—Sensei... Man bringt uns bei, uns zu verteidigen, zu schlagen, mit Kraft zu reagieren... Aber ist das nicht ein Widerspruch? Ist Kämpfen nicht das Gegenteil von dem, was Sie immer sagen, dass wir den Frieden suchen sollen?

Der Wagen ruckte, als er über einen Riss im Asphalt fuhr. Der Vater schwang aufmerksam.

Funakoshi ließ die Frage einen Moment ruhen, als müsse er ihr zuerst Gewicht verleihen, bevor er antwortete. Schließlich sprach er mit ernster Stimme:

—*Heiwa*. Ja, es scheint ein Widerspruch zu sein, aber nur auf den ersten Blick. Hör zu, dann wirst du es verstehen.

Er beugte sich ein wenig nach vorn und legte die Hand auf die Rückenlehne des Vordersitzes.

—Karate-dō wurde nicht geschaffen, um zu kämpfen. Es wurde geschaffen, damit man niemals kämpfen muss.

Der Junge runzelte die Stirn, neugierig.

—Ich gebe dir ein Beispiel. Stell dir einen großen, starken Hund vor, mit mächtigen Fangzähnen. Und neben ihm einen kleinen, nervösen Hund, der unaufhörlich bellt und ihm in die Beine beißt. Was tut der Große? Nichts. Er ignoriert ihn. Warum? Weil er weiß, dass er ihn mit einer einzigen Bewegung besiegen könnte. Er muss es nicht beweisen. Wer kämpft, ist derjenige, der an seiner eigenen Stärke zweifelt, der sich vor anderen beweisen muss.

Er ließ das Bild einen Moment wirken.

—Verstehst du? Wenn man weiß, wozu man fähig ist, muss man es nicht zeigen.

Hidetaka nickte langsam, doch seine Augen verrieten, dass er im Innersten weiter nach der Wurzel dieser Lehre suchte.

—Dann... sollen wir uns nicht verteidigen?

Funakoshi lächelte liebevoll.

—Darum geht es nicht. Natürlich lernen wir, uns zu verteidigen. Wir lernen sogar, zurückzuschlagen. Aber die wahre Kunst besteht darin, es niemals tun zu müssen. Hör zu, Junge: Wenn du einen Kampf beenden kannst, ohne ihn begonnen zu haben und ohne jemanden zu schlagen, dann bist du der Meisterschaft nahe.

—Aber... —zögerte der Junge—, wie kann man einen Kampf gewinnen, ohne zu kämpfen?

—Mit Gleichgewicht —antwortete Funakoshi ohne zu zögern—. Mit Ruhe im Blick. Mit einem Schweigen, das manchmal mehr erschreckt als ein Schrei. Mit dem Vertrauen dessen, der nichts beweisen muss.

Er machte eine sanfte Bewegung mit der Hand, als zeichne er einen unsichtbaren Kata in die Luft.

—Wenn wir einen Kata beginnen, sind wir entspannt, aber aufmerksam. Wir haben uns noch keinen Millimeter bewegt und dennoch strahlen wir innere Kraft aus. Wir kennen die Bewegungen, die kommen werden, wir wissen, dass der Kata am selben Punkt endet, an dem er begonnen hat. Unser Kampf muss im Geist stattfinden. Wenn in deinem Inneren alles im Gleichgewicht ist, wird der andere fühlen, dass er verloren hat, bevor du überhaupt handeln musstest. Das bedeutet Meisterschaft.

Der Wagen bog um eine Ecke. In der Ferne erhob sich eine halb eingestürzte Schule wie ein geschwärzter Geist. Funakoshi blickte sie lange an und seine Stimme sank zu einem gemurmelten, erinnerungsschweren Ton:

—Als ich jung war, dachte ich ebenfalls, wir trainierten, um zu siegen. Es hat lange gedauert, bis ich begriff, dass der wahre Sieg nicht darin liegt, den anderen zu Boden zu werfen, sondern den Schlag zu verhindern.

Der Vater nickte schweigend.

Funakoshi wandte sich wieder dem Jungen zu.

—Hidetaka, die schwersten Kämpfe führt man nicht gegen andere. Man führt sie gegen sich selbst. Gegen

den Zorn, gegen den Stolz, gegen das Bedürfnis zu antworten. Das ist der Kampf, den du gewinnen musst.

Wenn du gegen deinen eigenen Zorn verlierst, hast du bereits verloren, bevor du einen einzigen Muskel bewegt hast.

Der Junge wollte etwas erwidern, doch er hielt sich zurück. Es war allzu klar. Er lehnte sich in den Sitz und ließ die Worte wie einen leisen Regen auf sich fallen.

Der Meister fuhr fort:

—Das ist Budō, der Weg des Kriegers im Gleichgewicht. Nicht ein Kriegskodex wie der alte Bushidō, der dem Schwert und dem Tod diente. Budō bedeutet halten, ausgleichen, sogar heilen. Wenn es doch zum Kampf kommt, dann heißt das, dass du irgendwo versagt hast — in dem Wort, das du nicht gesagt hast, in der Geste, die du nicht gezeigt hast, in der Ruhe, die du nicht bewahrt hast.

Der Junge hob den Blick.

—Und war es immer so, Sensei?

Funakoshi seufzte und sah aus dem Fenster auf eine Reihe halb eingestürzter Häuser.

—Immer. Auch wenn ich lange brauchte, um es zu verstehen. Meine Meister, Asato und Itosu, haben es mir immer wieder beigebracht. Aber ich war jung, wie du und glaubte, Stärke würde mir Respekt verschaffen. Es dauerte Jahre, bis ich begriff, dass Respekt aus Zurückhaltung entsteht, nicht aus Gewalt.

Er schwieg einen Moment und fügte dann leiser hinzu:

—Ich erinnere mich an einen Nachmittag mit Asato, als wir nach dem Training nach Hause gingen. Auf unserem Gehweg kam ein betrunkenener Mann auf uns zu. Er schwankte, schrie uns Beleidigungen entgegen, suchte Streit. Ich, jung und hitzköpfig, erwartete, dass mein Meister ihm entgentreten würde. Doch Asato nahm mich wortlos am Arm und wir überquerten die Straße. Wir gingen weiter, als gäbe es diesen Mann nicht. Ich schämte mich. Ich dachte: „Wie kann ein Krieger so fliehen?“ Erst Jahre später verstand ich. Asato war nicht geflohen, er hatte gesiegt. Der Betrunkene wurde durch Gleichgültigkeit besiegt. Der Kampf endete, bevor er begann. Das war eine der größten Lektionen meines Lebens.

Der Vater nickte erneut, fast atemlos über die Größe dieser Lehre, die schwerer wog als jeder Schlag.

Funakoshi drehte seinen Hut langsam zwischen den Händen, hielt ihn einen Moment fest, als bewahre er darin die Erinnerung an seine Meister und sagte mit fester Stimme:

—Merke dir das gut, Hidetaka: Wenn es dir gelingt, einen Konflikt zu verlassen, ohne zugeschlagen zu haben, warst du nicht schwach. Du warst weise. Das ist Karate-dō. Das ist Budō.

Er schwieg ein paar Sekunden und fügte dann mit noch tieferer Ruhe hinzu:

—Denn wer seinen Zorn beherrscht... hat den einzigen Kampf gewonnen, der wirklich zählt.

Der Satz blieb im Wagen wie schwebend zurück.

Es dauerte einige Augenblicke, bis der junge Hidetaka das Schweigen brach:

—War es Asato-sensei, mit dem Sie die Kata gelernt haben?

Funakoshi sah ihn aus den Augenwinkeln an, mit einem leichten Lächeln, das wie eine Tür zur Vergangenheit aufging.

—Mit Asato-sensei habe ich jahrelang den Kata Naihanchi geübt. Er lehrte mich auch Kusanku und Passai, aber er bestand immer darauf, dass man mit dem Wesentlichen beginnen müsse. Mehr als mir die Bewegungen beizubringen, lehrte er mich zu sehen. Zu verstehen, dass jeder Kata ein Gespräch mit sich selbst ist und dass Technik ohne Sinn... nichts weiter als eine leere Choreografie ist. Doch ich übte sie später auch weiter und vertiefte sie mit Itosu-sensei, der oft sagte: „Wenn du Naihanchi zehn Jahre lang übst, wirst du das ganze Shurite verstehen“, obwohl er es im Dialekt von Shuri Naifuanchi nannte.

—Und welcher Kata ist dieser Naihanchi, Sensei?

Funakoshi drehte erneut den Hut zwischen den Händen. Ein leichter Ausdruck, halb Lächeln und halb Erinnerung, erschien in seinem Gesicht, bevor er antwortete:

—Du kennst eine Ableitung dieses Kata unter dem Namen Tekki. Tatsächlich übst du wahrscheinlich schon seine drei Versionen. Sie wirken einfach... doch in ihnen liegt die Seele des Nahkampfes. Alles geschieht auf einer geraden Linie, ohne vorwärtszugehen oder zurückzuweichen. Es gibt kein Entkommen. Keine

Distanz. Nur das Hier und Jetzt. Und dennoch, in dieser Ruhe... wohnt die ganze Bewegung.

Er machte eine kurze Pause, als wolle er Raum geben, damit die Idee sich setzen konnte.

—Sind es also drei Kata?

—Ursprünglich war es nur einer. Mit der Zeit tauchten auf Okinawa jedoch verschiedene Varianten auf, je nachdem, welcher Meister ihn überliefert hatte. Die Informationen wurden verwirrend und deshalb entschied Itosu-sensei, sie zu vereinheitlichen, indem er drei Kata schuf: Naihanchi Shodan, Naihanchi Nidan und Naihanchi Sandan. So gelang es ihm, alle Varianten innerhalb einer einheitlichen pädagogischen Struktur zu bewahren.

—Sind sie dieselben wie die Tekki, die ich kenne?

—Im Wesentlichen ja. Der Name wurde lediglich geändert, um ihn der japanischen Sprache anzupassen. Itosu-sensei wollte gewissermaßen die Sprache dieses Kata systematisieren und vereinfachen, wegen seiner Bedeutung und um ihn für zukünftige Generationen leichter zugänglich zu machen. Man könnte sagen, er teilte Naihanchi in drei Teile, um sein Studium zu erleichtern, nicht um sein Wesen zu ändern, sondern um

ihn in ein klares, zugängliches Werkzeug für Anfänger zu verwandeln. Denn wenn man einen Kata versteht, wird er zu einem Spiegel. Und wenn man ihn meistert... wird man selbst ein Teil von ihm.

—Wann wurde der Name in Tekki geändert?

—Als Okinawa Teil des japanischen Kaiserreichs wurde, passte man viele Namen der japanischen Sprache an. Das war damals üblich und manchmal notwendig, um Konflikte zu vermeiden. Als ich ihn in Japan vorzustellen hatte, wählte ich die Namen Tekki Shodan, Tekki Nidan und Tekki Sandan, um die drei Formen zu unterscheiden und ihre Vermittlung zu erleichtern.

Hidetaka zögerte kurz, dann fragte er weiter:

—Und wie haben Sie den Rest der Kata gelernt, Sensei?

Der Vater des Jungen räusperte sich unbehaglich und sagte leise:

—Hidetaka... du solltest nicht mit so vielen Fragen belästigen.

Doch Funakoshi hob sanft die Hand und lächelte.

—Keine Sorge. Es stört mich überhaupt nicht. Ich finde es gesund und notwendig, dass junge Menschen den

Ursprung verstehen wollen. Zu wissen, woher wir kommen, ist der einzige Weg, um uns nicht zu verlieren, wenn wir voranschreiten.

Er drehte den Hut wieder zwischen den Fingern, als wären die Worte in den Stoff eingraviert.

—Nach Asato-sensei, wie ich bereits andeutete, kam Itosu-sensei.

Viele betrachten ihn als meinen eigentlichen Meister, doch beide waren in vielerlei Hinsicht von großer Bedeutung für mich. Allerdings war es Itosu-sensei, der mich lehrte, den Kata zu studieren, als wäre er eine heilige Schrift. Ihn unermüdlich zu wiederholen, jede Übergangstechnik zu analysieren, jede Drehung, jede Pause.

Er hielt inne, als müsse er die Worte mit besonderer Sorgfalt wählen.

—Eigentlich hatte ich bereits begonnen, sie mit Asato-sensei zu studieren, aber Itosu-sensei war es, der mich die Anwendungen und möglichen Ableitungen verstehen ließ. Sein Blick half mir sogar, besser zu verstehen, was Asato-sensei mir beibringen wollte. Sie ergänzten sich: Der eine lehrte mich zu sehen, der andere

zu denken. Und beide gemeinsam... lehrten mich zu fühlen.

Er machte eine längere Pause und seine Stimme wurde noch sanfter:

–Und obwohl er nicht mein direkter Meister war, lernte ich Sōkon Matsumura persönlich kennen, damals bereits sehr alt. Ich sah ihm beim Training zu, mit einer Gelassenheit, die den Raum mit Respekt erfüllte und von ihm erhielt ich einige wenige Worte, die ich bis heute wie einen Schatz bewahre. Er war der Meister von Asato und Itosu und zu begreifen, dass meine eigenen Lehrer Erben einer noch älteren und tieferen Tradition waren, öffnete mir die Augen. Ich war kaum elf oder zwölf Jahre alt, als Asato-sensei mich ihm vorstellte. Matsumura-sensei empfing mich mit einer Freundlichkeit, die ich nie vergessen werde. Nachdem er mir zugehört hatte, empfahl er mir, mein Training mit Itosu-sensei zu ergänzen, da er ahnte, dass dieser mir Antworten geben könnte, die ich damals noch nicht verstand.

Funakoshi wandte den Blick wieder zum Fenster. Zwischen den noch stehenden Häusern erkannte er in der Ferne ein rotes, vom Wetter gezeichnetes Dach. Irgendetwas an dieser Form, an dieser Farbe, in diesem Moment... trug ihn fort. Er war nicht mehr in Tokio.

Für ein paar Sekunden war er wieder der stille Junge aus Okinawa, barfuß auf der Erde, vor einer weit geöffneten Holztür... und ein Meister wartete darin auf ihn.

The
path of
Karate-Dō

A Historical Essay



空手道

藤濱

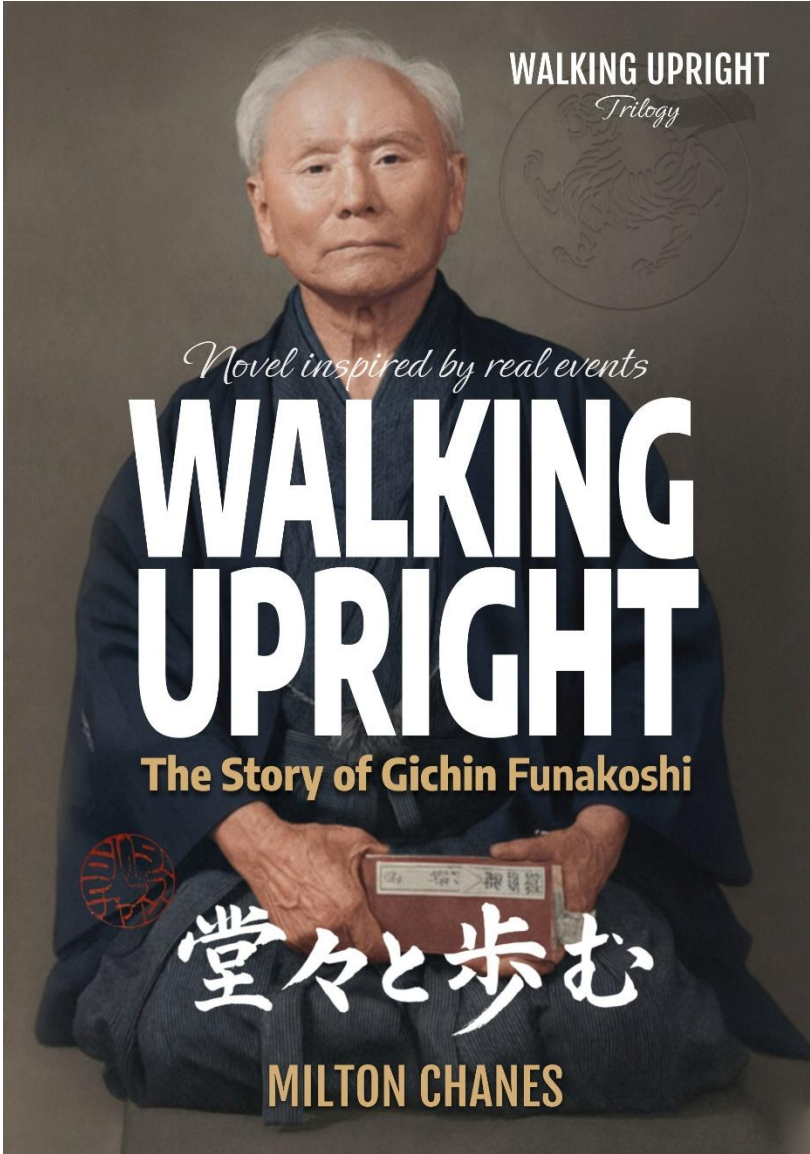


堂々と歩む

MILTON CHANES

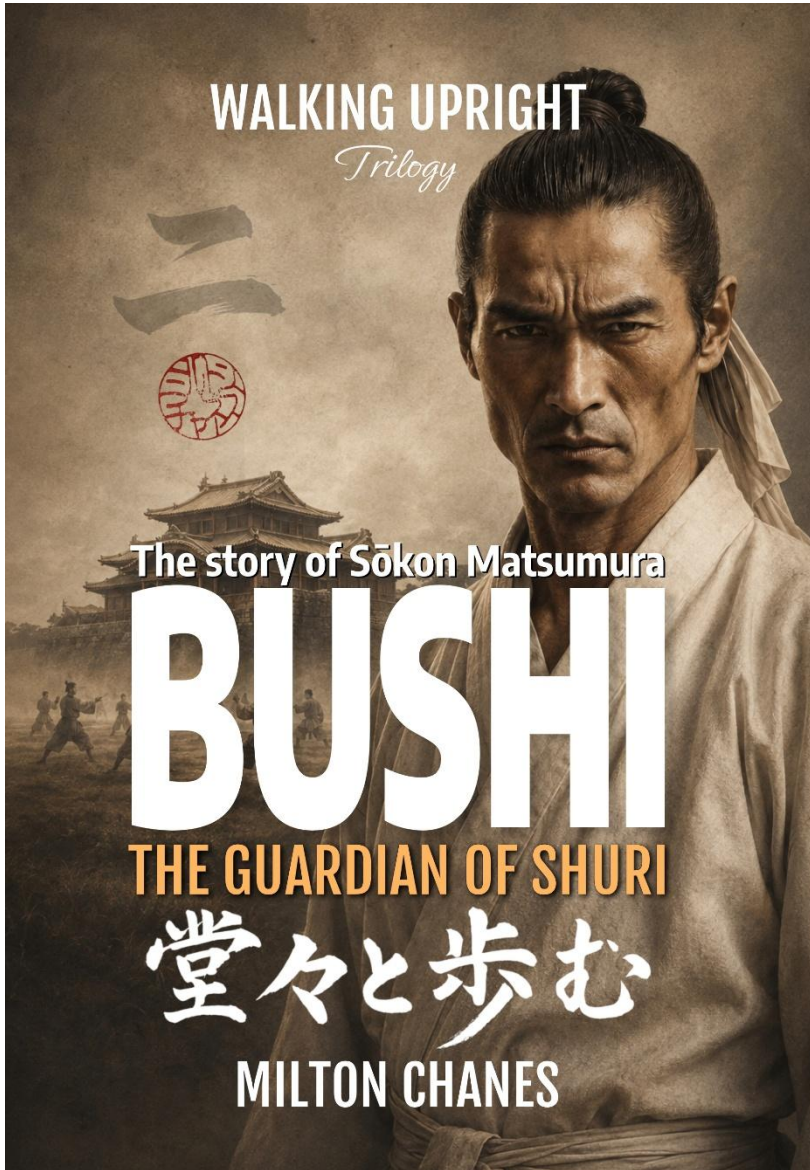
Companion book - In Amazon

A Historical Essay



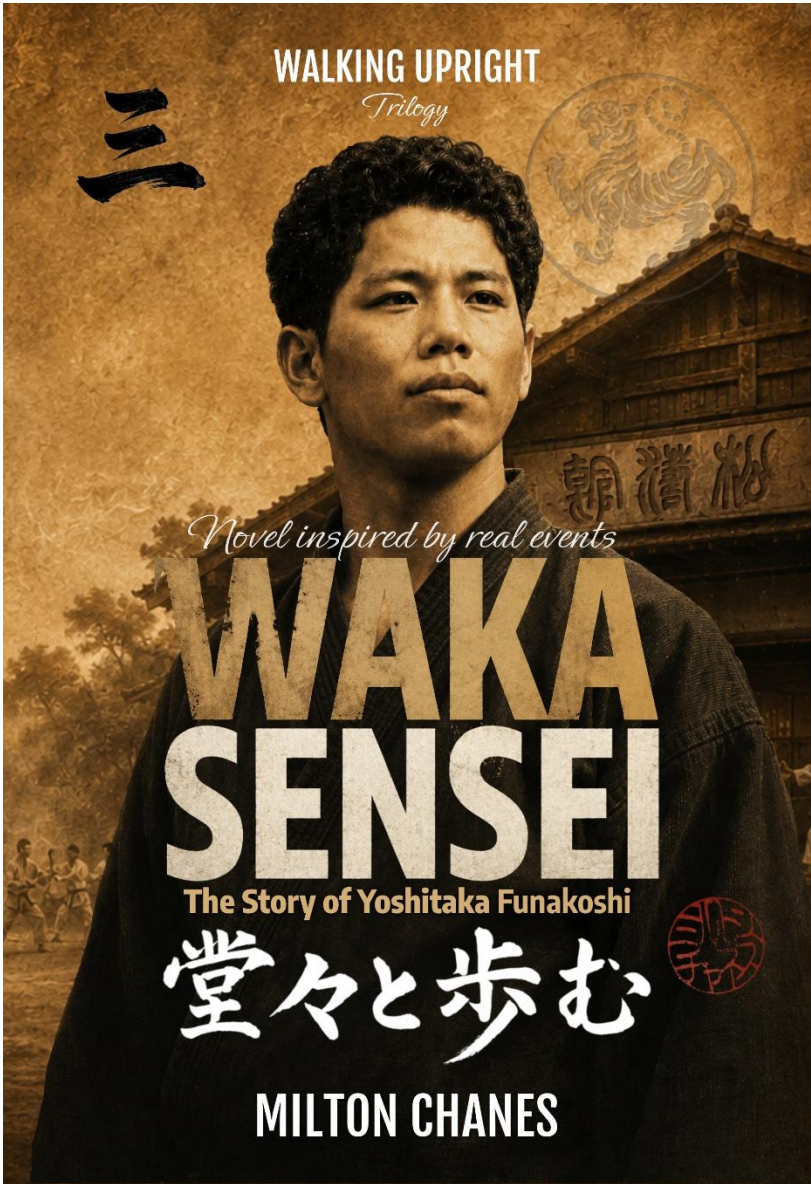
Trilogy Book 1 - In Amazon

Historical fiction



Trilogy Book 2 - In Amazon

Historical fiction



Trilogy Book 3 - October 2026

Historical fiction

www.miltonchanes.de